



MANFRED BOMM

Beweislast

Ein Schwaben-Krimi

Original



GMEINER



MANFRED BOMM
Beweislast

IN DEN MÜHLEN DER JUSTIZ Kommissar Häberles neuer Fall scheint klar: Der in einem abgeschiedenen Tal am Rande der Schwäbischen Alb tot aufgefundene Berater der Agentur für Arbeit wurde von einem seiner »Kunden« ermordet, eine ganze Reihe von Indizien weist auf Gerhard Ketschmar hin. Der 55-jährige Bauingenieur ist nach über einem Jahr erfolgloser Stellensuche psychisch und physisch am Ende und voller Hass, weil man ihn auf das Abstellgleis Hartz IV zu schieben droht. Als am Pullover des Ermordeten Speichel gefunden wird, der zweifelsfrei von dem Bauingenieur stammt, sind sich Häberle und der Staatsanwalt sicher, den Täter überführt zu haben. Doch während der Prozess vor der Schwurgerichtskammer des Ulmer Landgerichts vorbereitet wird, kommen August Häberle und seinen Mitarbeitern erhebliche Zweifel. Wird möglicherweise ein Unschuldiger zu einer lebenslänglichen Haftstrafe verurteilt? Obwohl sich die Staatsanwaltschaft auf die DNA-Spuren beruft und weitere Ermittlungen nicht für erforderlich hält, befassen sich die Kriminalisten noch einmal intensiv mit dem Fall ...



Manfred Bomm ist in Geislingen an der Steige geboren. In Ulm erlernte er den Beruf des Einzelhandelskaufmanns und schaffte als freier Mitarbeiter den Sprung in den Journalismus. Nach dem Volontariat war er lange Zeit Polizei- und Gerichtsreporter in Göppingen, ehe er zu seiner Heimatzeitung nach Geislingen zurückkehrte. 2004 erfüllte er sich mit dem Erscheinen seines ersten Kriminalromans »Himmelsfelsen« einen Jugendtraum. Außerdem schreibt er schwäbische Liedtexte für das Gesangstrio »Kaos plus Duo«.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Grauzone (2013)	Schattennetz (2007)
Mundtot (2012)	Schusslinie (2006)
Blutsauger (2011)	Mordloch (2005)
Kurzschluss (2010)	Trugschluss (2005)
Glasklar (2009)	Irrflug (2004)
Notbremse (2008)	Himmelsfelsen (2004)

MANFRED BOMM

Beweislast

Der sechste Fall für August Häberle

Original

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2007 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
4. Auflage 2013

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von Manfred Bomm
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-3299-6

Gewidmet allen, die zu ermessen vermögen,
dass der Mensch mehr ist, als nur ein Kostenfaktor –
und dass Großes nur zu schaffen ist,
wenn jugendlicher Elan und jahrelange Erfahrung
ein gemeinsames Ziel verfolgen.

Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.

Artikel 1 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland.

Wenn ein Arbeitsleben nur mit Paragrafen bewertet wird, bleibt kein Platz mehr für jene, die schuldlos ins Abseits gedrängt wurden.

Mögen wir bei allem, was wir tun, stets davor bewahrt bleiben, zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein.

Und halten wir auch in ausweglosen Situationen das scheinbar Unmögliche für möglich.

Ein Großteil der Handlung und die meisten Namen sind frei erfunden. Nicht aber die Schauplätze. Wer den Spuren von Kommissar Häberle folgen will, kann dies tun.

1

Es war höchste Zeit, diesem Rotzbuben eine zu verpassen. So einer wie der hatte doch allenfalls mal in den Semesterferien einen flüchtigen Blick in die Werkstätten und Produktionsbetriebe geworfen. Was wusste dieses geschnielte Bürschchen im Nadelstreifenanzug schon von der Arbeitswelt? Gerhard Ketschmar, der seinen kräftigen Oberkörper in ein dunkelblaues Jackett gezwängt hatte, kochte innerlich. Über 30 Jahre lang hatte er gearbeitet, ohne Fehlzeiten, ohne Krankheitstage, ohne jemals dem Staat zur Last gefallen zu sein. Und jetzt musste er sich von diesem Schnösel, der sein Sohn hätte sein können, kaltschnäuzig sagen lassen, dass man ihn leider nicht einstellen könne. »Sie sind überqualifiziert«, stellte der Kerl fest und lehnte sich genüsslich in seinem wuchtigen, ledernen Chefsessel zurück. Auf der blitzblanken Schreibtischplatte aus Buchenholz ließ nichts, aber auch gar nichts auf irgendeine produktive Arbeit schließen, die dieser überhebliche Großschwätzer heute schon getan haben könnte. Ketschmar spürte plötzlich, wie ungemütlich der gepolsterte Stuhl war, auf dem er sitzen musste. Wie ein Schulbub. Wie ein Bittsteller. Allein schon dieses Büro vom Ausmaß einer ganzen Wohnung, wie sie neuerdings einem Hartz IV-Empfänger nicht mal zugestanden wurde, war eine einzige Provokation. Alles vom Feinsten. Eine Wand komplett aus Glas mit Blick hinüber zu den bewaldeten Hängen der Schwäbischen Alb, die jetzt im November längst ihren sommerlichen Schimmer verloren hatte. Auf der gegenüberliegenden Seite sündhaft teure Gemälde, vermutlich Originale, dachte er,

während sich auf seiner Stirn dünne Schweißperlen bildeten. »Wenn ich Sie einstellen würde«, hörte er die Stimme dieses eiskalten Milchbubis, »dann wären Sie so teuer wie zwei junge Kräfte.« Er spielte mit einem Füllfederhalter, dem einzigen Utensil, das sich neben dem Telefon auf dem Schreibtisch fand.

Ketschmar holte tief Luft und sah sein Gegenüber mit versteinertem Gesichtsausdruck an. Die Falten auf der Stirn waren tief eingegraben. Eigentlich hatte er etwas sagen wollen – doch was halfen hier Argumente? Was würde es helfen, würde er hinausschreien, was er von so viel Arroganz hielt? Dass Erfahrung heutzutage offenbar nichts mehr zählte, Erfahrung, Wissen und Können. Dass nur noch billig produziert werden musste, billig und schnell. Was wusste dieser Kerl da schon von dem Qualitätsbegriff ›Made in West-Germany‹? Vergessen, vorbei. Abgewirtschaftet. Diese Werte zählten nicht mehr. Der schnelle Euro musste es sein. Dass sich damit das Qualitätsniveau längst im freien Fall befand, wollte diese Generation nicht wahrhaben. Sie würde es aber zur Kenntnis nehmen müssen. Früher oder später. Auf bittere Weise, dachte Ketschmar und wünschte sich, diesen Niedergang noch miterleben zu dürfen, um die Schadenfreude genießen zu können. Mehr würde ihm nicht bleiben.

Er spürte ohnmächtige Wut in sich aufsteigen – Wut darüber, dass es ein System gab, das solche Typen nach oben gespült hatte und ihnen auch noch alle Rechte und politische Unterstützung in die Hand gab. Ohnmacht auch darüber, dass er solchen Arrogantlingen hilflos ausgeliefert war, dazu noch mit staatlicher Billigung.

Er erhob sich wortlos. Seine Körpergröße und sein Auftreten waren durchaus geeignet, einem Gesprächspartner Respekt einzuflößen. Er wusste um

diese Wirkung, blieb deshalb vor dem Schreibtisch stehen und sah seinem Feind für einen Moment in die Augen, als wolle er ihn mit Blicken töten. Dann drehte er sich wortlos um, ging über den dicken Teppich zur Tür und kämpfte mit sich, ob er noch etwas sagen sollte. Ketschmar entschied, diesen Arrogantling nicht in seiner triumphierenden Gnadenlosigkeit zurückzulassen: »Soll ich Ihnen mal was sagen?«, presste er hervor und es klang gefährlich. »Typen wie Sie kotzen mich an. Typen wie Ihnen wünsche ich von ganzem Herzen, dass Sie mit Ihrer menschenverachtenden Arroganz kräftig auf die Schnauze fallen.« Das hatte gesessen. Der Knabe hinterm Schreibtisch war sprachlos. Mit allem hatte er offenbar gerechnet, nur nicht mit einer solchen frechen Attacke. Nie zuvor hatte es jemand gewagt, ihn derart respektlos anzusprechen. Er wirkte höchst irritiert, sein im Sonnenstudio gebräuntes Gesicht verlor an Farbe. Ketschmar ergriff die Gelegenheit, um gleich noch eine Bemerkung nachzuschieben: »Sie sollten aufpassen, dass Ihnen nicht eines Tages Hören und Sehen vergehen.«

Als er dieses Verwaltungsgebäude verließ, hörte er eine innere Stimme, die ihn ermunterte, sich dieser unglückseligen Entwicklung nicht zu beugen. Seit er Anfang des Jahres arbeitslos geworden war, bloß weil die Baufirma, bei der er ein halbes Leben lang als Ingenieur gearbeitet hatte, Insolvenz anmelden müssen, bemühte er sich eisern um einen neuen Job. Er schrieb Bewerbungen, war bereit, als Pendler täglich 60 oder 100 Kilometer zurückzulegen – doch wo er auch vorstellig wurde, es war immer dasselbe: Einen 54-Jährigen will keiner einstellen. Je mehr er darüber nachdachte, desto größer wurde sein Zorn gegen die Politiker, denen er allesamt jegliche Ahnung vom tatsächlichen Geschehen an der Basis absprach. Sie wollten die Rentengrenze auf 67 Jahre anheben. Ein Schlag ins Gesicht für sol-

che wie ihn. Sollten doch die Damen und Herren Politiker, die ihre Ärsche in den warmen und sicheren Ministerien breitdrückten, einmal erklären, welcher Unternehmer eine Person über 45 noch einstellte. Sein Blutdruck stieg immer, wenn er an diese himmelschreiende Ungerechtigkeit dachte. Als er zu seinem VW-Golf ging, den er auf dem Besucherparkplatz abgestellt hatte, stand sein Entschluss endgültig fest: Er würde kämpfen. Und je mehr man ihn in die Ecke drängen würde, bei Betrieben oder in diesem seltsamen ›Job-Center‹ der ›Agentur für Arbeit‹, desto heftiger wollte er sich wehren. Man würde noch an ihn denken.

Red bloß nicht immer von früher. Wie oft hat er das seinen Eltern gesagt! Früher – nein, dieses Wort, er hatte es gehasst. Damals, als er noch ein Kind war, in den 50er Jahren, hatten sie alle von ›früher‹ gesprochen. Die Eltern und deren Eltern. Früher, das war die Zeit zwischen den großen Kriegen gewesen. Armut und Inflation, Angst vor neuem Völkermorden, das dann so verheerend wurde, wie keines der vielen zuvor. Dann die Kriegsgefangenschaft des Vaters, 4 Jahre England – Gott sei Dank nicht Russland. Die Zeit danach – wieder in Armut, in Trümmern, in Trostlosigkeit. Die Zeit der Hoffnung und des Aufbruchs. Sie alle haben mitgemacht, die Arbeiter und die Unternehmer, die Politiker und die Landwirte. Alle haben zugepackt, die Ärmel aufgekrempt. Nicht Schwätzen war gefragt, sondern die praktische Arbeit. Was wir heute als Wirtschaftswunder bezeichnen, was uns erscheint, wie ein Geschenk des Schicksals, das war in Wirklichkeit eine harte, entbehrungsreiche Zeit gewesen. Ja, das war für ihn und seine Generation das Früher. Was wussten diese jungen, machtbesessenen Kerle, die wie Maden im Speck saßen, von früher? In den späten 60er Jahren geboren, hatten die doch nicht den geringsten Schimmer davon,

was es bedeutet hat, in der Nachkriegszeit aufgewachsen zu sein. Damals, als man noch über die reichen Nachbarn staunte, die sich schon einen Fiat 500 leisten konnten. Oder gar einen VW-Käfer, mit dem sie damals bereits nach Italien gefahren sind, von dem kaum die Eltern sagen konnten, wo man dies auf der Landkarte fand. Denn die einzige Landkarte, die man zu Hause auftreiben konnte, hörte ohnehin unten am Bodensee auf. Die Welt war klein, sehr klein. Das war alles gerade mal 50 Jahre her. Dennoch schien es von jenen vergessen zu sein, die jetzt das Sagen hatten – die in die Chefetagen aufgestiegen waren, durchstudiert – wie Ketschmar es immer wieder formulierte. Durchstudiert oder von Beruf Sohn. Das waren die besten Voraussetzungen, um den Betrieb aus Großvaters Zeiten totzurechnen und betriebswirtschaftlich zu ruinieren. Menschen waren nur noch Kostenfaktoren, ein gutes Betriebsklima zählte nichts mehr. Statt ein positives ›Wir-Gefühl‹ aufzubauen, trugen Unternehmensberater dazu bei, dass jeder mit dem Ellbogen nach oben strebte. Niemand brauchte sich zu wundern, dass damit Deutschlands Niedergang begonnen hatte, dachte Ketschmar. Die wahren Werte zählten schon lange nichts mehr.

2

Er fuhr auf dem direkten Weg zum Arbeitsamt, diesem mit Backsteinklinkern aufgemotzten Prunkbau am Rande der Göppinger Innenstadt. Seit einiger Zeit hatte man es umbenannt in ›Agentur für Arbeit‹. Als ob allein eine andere Bezeichnung den Bürokratenmief vertreiben könnte. Auch so ein Schwachsinn der jungen dynamischen Manager. Schönreden, Schönschwätzen. Wenn sich schon in dieser Republik nichts mehr zum Positiven änderte, dann mussten wenigstens neue Titel und Namen her. Mit den Berufsbezeichnungen hatte es angefangen, erinnerte er sich. Es gab keinen simplen Schlosser mehr, keinen Müllkutscher. Das waren jetzt Industriemechaniker oder Entsorger ›Abfall‹. Es musste ganze Stäbe von Verwaltungshengsten geben, die tagaus, tagein nur solchen Unsinn erfanden. Ihm kam ein Beispiel in den Sinn, von dem ihm jüngst ein befreundeter Polizeibeamter berichtet hatte: Hat man das ›fahrende Volk‹ in früheren Zeiten landläufig als ›Zigeuner‹ bezeichnet, so waren es später die ›Landfahrer‹. Doch auch dies ist im Amtsdeutsch inzwischen verpönt. Einfach genial, dass irgend jemandem die Bezeichnung ›mobile ethnische Minderheit‹ eingefallen ist. Solche Veränderungen brachten dieses Land enorm weiter.

Ketschmar hatte den Golf auf dem Parkdeck des ›Marktkaufs‹ abgestellt, weil dort keine Gebühr verlangt wurde. Langsam musste er sich daran gewöhnen, auch kleine Beträge einzusparen. Schlagartig war ihm klar geworden, wie schnell ein Jahr vorbei sein würde. So lange nämlich konnte er mit dem Arbeitslosengeld rechnen – doch danach

würde er unweigerlich aus allen sozialen Netzen fallen. Noch verdrängte er den Gedanken, welche verheerende Auswirkungen dies auf seinen Lebensstandard und den seiner Frau haben würde. Sie mussten ihr mühsam Ersparnis anknabbern, denn alles, was sie ein Leben lang erworben hatten, überstieg bei weitem jene Grenze, bis zu der sie auf Unterstützung hoffen konnten. Da half es nichts, dass er lückenlos in die Arbeitslosenversicherung hineinbezahlt hatte. Wenn er daran dachte, wie viel Geld dies war, Monat für Monat überkam ihn jedes Mal die blanke Wut. Hätte man ihn diese Beträge in eine private Versicherung anlegen lassen, könnte er jetzt in Saus und Braus weiterleben. Doch die staatlich verordnete Zwangsversicherung, die eigentlich gar keine war, weil sie im jetzt eingetretenen Versicherungsfall nur ein Jahr lang zahlen wollte, war von großem Übel. Wie alles, was staatlich verordnet war. Dass eine Änderung notwendig war, schien den Politikern jetzt zu dämmern. Doch konnten sie dies doch nicht auf dem Rücken derer austragen, die ein Leben lang auf diese Versicherung vertraut und gebaut hatten. Was da jetzt abging, war ein astreiner Versicherungsbetrug, hatte Ketschmar schon viele Male im Freundeskreis geklagt.

Er besah sich im Rückspiegel seines Golfs, strich sich die graumelierten schwarzen Haare aus dem Gesicht, das auf den Baustellen ein Leben lang Hitze und Kälte ertragen hatte, und rückte seine Krawatte zurecht. Dann nahm er den Aktenordner vom Rücksitz, stieg aus und verließ das Parkdeck. Draußen auf der Kreuzung schlug ihm die raue Novemberluft entgegen. Eigentlich war er immer um diese Jahreszeit mit Monika, seiner Frau, für zwei Wochen zum Sonnetanken auf die Kanaren geflogen. Alles gestrichen. Vorbei.

Er überquerte die stark befahrene Kreuzung hinüber zur Poststraße und erreichte nach wenigen Schritten den leicht

zurückversetzten, verschachtelten Komplex des Arbeitsamtes. Im Eingangsbereich hatte sich die übliche Schlange der erst vor kurzem arbeitslos gewordenen Menschen gebildet, die hier zunächst geduldig auf ihre Registrierung warteten, ehe sie einen Berater aufsuchen durften. Er hatte diese entwürdigende Prozedur bereits hinter sich. Er fühlte sich hier immer unwohl. Die Luft war schlecht, es roch meist nach Knoblauch und Schweiß. Außerdem war dieses Foyer gemessen an den unzähligen Büros viel zu dunkel und klein. Er mied es, in die Gesichter zu blicken. Meist waren es Jugendliche, die hier neue Hoffnung schöpften, oft auch Ausländer. Einige hatten sich ein Outfit zugelegt, das nach seiner Überzeugung nicht gerade dazu angetan war, einen schwäbischen Unternehmer zu einer Einstellung zu bewegen. Aber hier ging es ohnehin nur um die Befriedigung des allgegenwärtigen Bürokratismus. Ums Herausrechnen von Arbeitslosen aus der Statistik. Daran musste er denken, als er durch den langen Flur ging, auch hier vorbei an wartenden Menschen. Die Berater, Betreuer und ›Fall-Manager‹ oder wie sie sich alle nannten, mussten wahre Künstler im Beschönigen der Statistik sein. Politisch verordnet natürlich. Was waren da in der Vergangenheit für Fort- und Qualifizierungsangebote erdacht worden – alle mit dem Ziel, die Betroffenen als Schüler in die Statistik aufnehmen zu können und nicht als Arbeitslose. Notfalls würde man sie zum Gabelstaplerfahrer ausbilden. Am Monatsende, wenn den Medien regelmäßig ein Zahlenwerk vorgelegt wurde, das eine halbe Doktorarbeit für einen Mathematiker sein konnte, mussten die Zahlen jedenfalls so hin- und her jongliert worden sein, dass insgesamt, ›saisonbereinigt‹ natürlich, ein positiver Trend erkennbar wurde.

Ketschmar ging an der Reihe der Türen entlang, bis er am Namensschild ›Friedbert Grauer‹ angelangt war. Er

klopfte, wartete aber gar nicht auf eine Reaktion, sondern öffnete.

Als er das Büro des Sachbearbeiters, einem Mann mittleren Alters, betrat, überwältigten ihn zum zweiten Mal an diesem Tag Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein. Im Arbeitsleben war er es, der die Entscheidungen getroffen hatte – oft genug auch schwerwiegende. Als Bauingenieur hatte er für Projekte verantwortlich gezeichnet, die mindestens drei, vier Generationen überdauern mussten. Kläranlagen, Brücken, Umgehungsstraßen. Sein Wort galt. Seine Erfahrung zählte. Zusammen mit seinen engsten Mitarbeitern waren sie ein eingeschworenes Team gewesen. Hatten ohne zu murren Überstunden gemacht, auch am Samstag zusammengesessen, um neue Berechnungen anzustellen, wenn es hatte sein müssen. Sie waren die Zupacker gewesen und hatten keine Sekunde an den Gedanken verschwendet, einmal vor dem Nichts zu stehen. Zwar waren viele Baufirmen, auch große, in diesen Zeiten pleite gegangen. Doch dass es auch sie erwischen würde, war ihnen völlig abwegig erschienen. Die jüngeren Kollegen, die 30- und 35-Jährigen, hatten wieder einen Job gefunden, im Raum München und am Bodensee. Einige andere, die ohnehin aus dem Norden stammten, waren inzwischen in alle Winde verstreut. Nur er schrieb sich noch immer die Finger mit Bewerbungen wund. Er konnte nicht so ohne weiteres alle Zelte abbrechen und in eine andere Ecke dieser Republik ziehen. Flexibilität predigte sich so leicht in politischen Sonntagsreden – doch die Herren, die dies vollmundig priesen, konnten es aus einer gesicherten Position heraus tun. Was wussten die schon vom wahren Leben ...

Und dieser Sachbearbeiter, vor dem er jetzt saß, in einem viel zu warmen Büro, das mit all den Aktenregalen den Charme eines Buchhalterkontors verbreitete, dieser Sachbearbeiter hatte sicher auch keine Ahnung, wie es

draußen in den Betrieben und auf den Baustellen zuing. Bei ihm war er nichts weiter als eine Nummer, ein Vorgang, eine Zahl in der Arbeitslosenstatistik. Fehlte nur noch, dass man ihm anbot, einen Gabelstaplerkurs zu absolvieren. Zur Weiterbildung, als Qualifizierung – in Wirklichkeit natürlich, um ihn für ein paar Wochen aus der Statistik herausnehmen zu können und irgendwo zu parken.

Friedbert Grauer, sicher in diesen Amtsstuben in Ehren ergraut, bot ihm einen Platz an der abgerundeten Seite des Schreibtisches an. Dort stapelten sich Akten, von denen jede einzelne vermutlich das Schicksal eines Arbeitslosen enthielt.

»Sie haben mir am Telefon gesagt, dass nichts geklappt hat«, kam Grauer gleich auf den Punkt und lehnte sich in seinem Schreibtischsessel zurück.

»Gelinde gesagt, Scheiße«, entgegnete Ketschmar mit unterdrücktem Zorn, »das macht doch alles gar keinen Sinn. Gerade eben wieder – drüben bei ›Xandom-Bau‹, null Chance. Sie wissen genau so gut wie ich, dass ich keine Chance hab.«

Grauer, der seinen wohl genährten Bauch gegen die Schreibtischplatte presste und sich über seinen Wollpull-over strich, holte tief Luft und nickte langsam. »Sie sind einfach zu alt.«

Jetzt wars endgültig raus. Amtlich sozusagen. Behördlich festgestellt. Ketschmar zögerte für einen Moment, doch dann spürte er, dass das Maß voll, die Schmerzgrenze überschritten war. »Jetzt haben Sie es endlich gesagt. Danke, herzlichen Dank.« Seine Stimme verriet Zorn. »Zu alt, prima. Zu alt – natürlich«, es brach förmlich aus ihm heraus. »Sie sind genau wie ich mit Ihrem Latein am Ende. Und was Sie mir im letzten Vierteljahr empfohlen haben, war nichts weiter als Augenwischerei, nur Aktionismus. Und jetzt werden Sie mir gleich empfehlen, mich fortzubil-

den.« Ketschmar wandte den Blick von ihm ab und sah zu den Aktenregalen hinüber. »Soll ich einen Computerkurs belegen? Oder das Gabelstaplerfahren lernen? Oder was haben Sie noch auf Lager? Vielleicht könnte ich umschulen – ist ja mit 54 überhaupt kein Problem. Oder soll ich einen Ein-Euro-Job annehmen – oder eine Ich-AG gründen?« Ihn widerte alles an. Sein Blutdruck schoss in die Höhe. Er wollte arbeiten, richtig, vernünftig arbeiten, sein Wissen anbringen und mithelfen, dieses Land vor dem völligen Absturz zu bewahren.

Grauer ließ zwei Sekunden verstreichen, ehe er sachlich entgegnete: »Wir tun, was wir können – aber der Arbeitsmarkt ...«

»Der Arbeitsmarkt!«, unterbrach ihn Ketschmar abrupt, »der Arbeitsmarkt gibt nichts her, das weiß doch jeder Idiot. Entschuldigen Sie, aber um mir das sagen zu lassen, brauch ich nicht jedes Mal hierher zu kommen.«

»Die neue Bundesregierung ist bemüht, wieder ein investitionsfreundliches Klima zu schaffen«, versuchte Grauer einzulenken. Es schien so, als spule er ein für solche Fälle erlerntes Notfallprogramm ab.

»Ach, gehn Sie mir doch weg!«, entfuhr es dem arbeitslosen Bauingenieur, der jetzt seine Krawatte lockerte, »Bundesregierung! Vergessen Sie doch die Politiker. Die haben uns doch alles eingebrockt. Alles, was in Berlin angezettelt wird, dient doch nur den Unternehmen – mit der Begründung, dann würden Arbeitsplätze geschaffen. Und was geschieht?« Ketschmar blickte sein Gegenüber an. »Es wird investiert, ja, natürlich – in moderne Fabrikationsanlagen und die entstehen meist im Ausland. Mit der Folge, dass immer noch mehr Arbeitsplätze wegfallen. Herr Grauer, in welcher Welt leben Sie denn?« Beinahe hätte er ihm gesagt, dass seine Welt wohl nur aus Akten und Statistiken bestand, vor allem aber aus einem sicheren Arbeitsplatz, an dem

er sich seinen Hintern platt drücken konnte. Sesselfurzer nannte man solche Kerle, wenn an den Stammtischen von ihnen gesprochen wurde. Ketschmar versuchte, ruhig zu bleiben. Der Mann tat schließlich auch nur seine Pflicht. Die Wurzel des Übels lag woanders.

»Wenn ich ganz ehrlich bin«, begann Grauer wieder mit sanfter Stimme und nestelte verlegen am Knoten seiner dezent schwarz-rot-karierten Krawatte herum, »Menschen in unserem Alter«, er ließ ein Lächeln über sein rundes Gesicht huschen, »sind einfach nicht mehr zu vermitteln.« Ketschmar war ob dieser plötzlichen Ehrlichkeit für einen Moment sprachlos. Er schluckte und verschränkte die Arme. »Na, endlich«, stellte er fast ein bisschen erleichtert fest, »wir brauchen uns doch nichts vorzumachen. Nur ...«, er kniff die Augen gefährlich zusammen, »eines unterscheidet uns beide: Ich krieg keinen Job mehr – und Sie haben einen sicheren.«

Grauer ging nicht darauf ein. »Sie sind noch sieben Wochen lang für ›Alg 1‹ bezugsberechtigt.«

Alg 1, ja, dachte Ketschmar, an nichts anderes dachte er seit zehn Monaten. Arbeitslosengeld eins, auch wieder so eine Wortneuschöpfung. Ein Jahr lang würde er es bekommen, 60 Prozent seines letzten Nettoeinkommens. Das war alles, was ihm die sogenannte Arbeitslosenversicherung für über 30 Beitragsjahre bot. Dann würde er das Gleiche bekommen wie die ewigen Nichtstuer und Tagediebe. 345 Euro standen ihm zu, monatlich. Aber nur theoretisch. Denn so lange er noch Erspartes hatte, ein viel zu großes Haus, wie ganze Heerscharen von Bürokraten bald feststellen würden, sein Wohnmobil und einige Annehmlichkeiten, die er und seine Frau durch eisernes Sparen angeschafft hatten, so lange bekam er gar nichts. Null. Ach, hätten sie doch nur nicht gespart, sondern ihr Geld verprasst, mit Reisen und teuren Autos, dann

würden sie jetzt, im Alter, nicht mit ansehen müssen, wie alles den Bach hinunterging. Ketschmar schossen tausend Gedanken durch den Kopf. In einer einzigen Sekunde. Wieder überkam ihn der Wunsch, so einen Kerl am Kragen packen zu wollen.

»Sie müssen natürlich weiterhin dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen«, hörte er plötzlich die Stimme seines Beraters. »Sollten Sie zu Weihnachten verreisen wollen, müsste dies von uns genehmigt werden.«

Wieder eine Demütigung, eine Kränkung. Sie würden ihm also wider besseres Wissen weitere Adressen schicken, bei denen er sich bewerben musste. Eine schwachsinnige Tretmühle, ein Irrenhaus. Nein, er wollte nicht mehr. Er wollte nicht noch einmal abgespeist werden. Ketschmar spürte das Blut im Kopf pochen. Nein, jetzt war Schluss. Wenn, dann unternahm er etwas auf eigene Faust. Mit 54 hatte er es nicht mehr nötig, erniedrigt zu werden. Er sprang auf und wurde laut. »Lassen Sie sich eines sagen, Herr Grauer, ich mach dieses Kasperltheater nicht mehr mit. So nicht.«

Der Berater war vom Verhalten seines Besuchers sichtlich irritiert. »Sie sollten das nicht überbewerten«, sagte er und griff zu einem Kugelschreiber, den er sogleich mit den Fingern zu drehen begann, »es gibt manchmal Zufälle, die dem einen oder anderen doch wieder zu einem Job verhelfen. Sie sollten nichts unversucht lassen.«

Ketschmar stand vor dem Schreibtisch, als wolle er Gift und Galle spucken. »Und Sie, Herr Grauer, Sie sollten darauf achten, dass diese ganze verdammte Behörde hier nicht eines Tages der Teufel holt«, giftete er und geriet außer sich. »Pfui Teufel kann ich da nur sagen.« Und er wiederholte es schreiend: »Pfui Teufel.« Er war plötzlich wie von Sinnen. Frust, Zorn und eine unbändige Wut entluden sich, als sei ein Vulkan in ihm ausgebrochen. Er

schrie immer wieder »Pfui Teufel, mit euch allen hier. Pfui Teufel.« Und er war bedrohlich nah an den kreidebleich gewordenen Beamten herangekommen.

Eine Gesellschaft, die dem Jugendwahn verfallen war. Was zählte in dieser Ex- und Hoppgesellschaft schon noch die Erfahrung? Oder das, was die Väter aufgebaut hatten? Wofür sie gekämpft hatten? Früher, in den Fünfzigern. Es war für den Vater eine Schinderei gewesen. Schichtdienst, Akkord an der Besteckpresse der WMF. Bis es allmählich aufwärts ging, doch alles war förmlich vom Munde abgespart: Ein Motorrad, eine NSU wars, das kleine Stück Freiheit. Samstag wurde die Maschine poliert, der Motorblock mit Petroleum vom Öl gereinigt und anschließend der Inhalt des blechernen Putzbehälters in den kleinen Bach geschüttet, der am Haus vorbeilief und in dem das Benzin so herrlich bunt schillerte. Dieser Bach, der längst nicht mehr lustig plätschern durfte, weil sie ihn in den Untergrund verbannt haben, hat gleichzeitig die Küchenabwässer mitgenommen. Samstagnachmittags, wenn alle in ihren Holzzubern oder Zinnwannen gebadet hatten, verfärbte sich das Wasser grünlich und roch nach Fichtennadel. Und sonntags, nach dem Mittagessen, kamen die Reste der Nudelsuppen angeschwommen und wirbelten um die Wasserrädchen, die er aus Sperrholz gezimmert hatte.

Es war, gerade mal zehn, 15 Jahre nach Kriegsende erst, ein Stück heile Welt. Hier, auf dem Lande, wo man der Politik in dieser jungen Demokratie noch traute, erschien die provisorische Hauptstadt Bonn so unendlich weit weg zu sein. Und Paris oder Washington würde man ohnehin nie im Leben besuchen können.

Es war Ende der Fünfziger, als der Nachbar mit seinem Käfer nach Italien gefahren ist. Unglaublich, wie der das

finanziell geschafft hat. Und der auf der anderen Seite, ein Schreinermeister, verbrachte den Urlaub mit seinem VW-Bus am Plansee. Wo immer das sein mochte, jedenfalls irgendwo weit weg, in Österreich. Dort, wo Vaters Landkarte gar nicht mehr hinreichte.

Doch auch Ketschmars Eltern hatten durch eisernes Sparen an diesem Wirtschaftswunder teilhaben dürfen. Einfach war das nicht gewesen. Nur weil die Mutter stundenweise und so gut es ging, weil sie doch in der kleinen Mietswohnung auf ihn, den kleinen Gerhard, hatte aufpassen müssen, arbeiten gegangen war, hatte man sich mehr leisten können, als es ein WMF-Arbeiter geschafft hätte. In einem Hotel, dessen Glanzzeit irgendwann vorüber gewesen war, hatte sie vielen prominenten Gästen die Betten gemacht, während er auf den langen Fluren endlose Stunden gespielt hatte. Er war ein typisches Einzelkind. Er wuchs in die aufstrebende Republik hinein, ohne sich dessen bewusst zu sein. So war halt das Leben. Er kannte kein anderes.

Irgendwann war er so groß geworden, dass er auf dem Motorrad nicht mehr zwischen Vaters Rücken und Mutters Schoß gezwängt mitfahren konnte. Anfang der Sechziger leisteten sich die Eltern ein Auto. Unglaublich. Ein Auto. Der ganze Stolz. Grasgrün und putzig klein – ein gebrauchtes Goggomobil, das fortan vor dem Haus stand, direkt am Bach.

Möglich war dies nur geworden, weil die Mutter nun richtig arbeitete. Ein Scheißjob, wenn man es genau nimmt. In einer chemischen Fabrik, wo kein Mensch an Umweltschutz, an Luftfilter oder an die Gefahr irgendwelcher Substanzen dachte.

Das war die Zeit, als Ketschmar die Mittelschule besuchte. So nannte man damals die Realschule.

Er begann damals bewusst zu erleben, wie hart die Eltern

für das Geld arbeiten mussten. Er las die Zeitung der Industriegewerkschaft Metall, obwohl er nicht viel davon verstand. Sein Vater war ein ehrenamtlicher Funktionär geworden, hatte sich für die Streiks stark gemacht, mit denen sich die Arbeiter Stück für Stück Rechte und höhere Löhne erkämpften. ›Samstags gehört der Papa uns‹, hatte ein Slogan gelautet, an den sich Ketschmar noch heute erinnerte. Es ging um den arbeitsfreien Samstag. Daran musste er jetzt denken, jetzt, wo all diese hart erkämpften Werte leichtfertig von diesen Bürschchen in den Chefetagen über Bord geworfen wurden.

3

Tausend Gedanken fuhren in seinem Kopf Achterbahn. Ketschmar hatte Göppingen verlassen, ohne sich dessen bewusst geworden zu sein. Er hatte die Schnauze voll. Es war alles unsinnig, eine nach unten gerichtete Spirale. Es war aus, einfach vorbei. Abgestellt. Kaltgestellt. Der Golf rollte in das Neubaugebiet von Donzdorf, einem beschaulichen Städtchen, eingebettet in die ebenso beschauliche Landschaft zwischen den Dreikaiserbergen Hohenstaufen, Rechberg und Stuifen einerseits und den steil aufragenden Hängen der Schwäbischen Alb andererseits. Als er und seine Frau dort vor 20 Jahren ein schmuckes Einfamilienhaus gebaut hatten, damals, als Tochter Chrissi ausgezogen war, um in Tübingen zu studieren, da hatten sie keinen Gedanken daran verschwendet, dass sie einmal vor dem Nichts stehen würden. Die Bauwirtschaft hatte geboomt, Straßen wurden gebaut, auch der neue Albaufstieg der Autobahn am Aichelberg war gerade angestanden.

Seine Stimmung entsprach dem Wetter, das eine dicke Nebelschicht um die Hänge der nahen Schwäbischen Alb gelegt hatte. Er fuhr nicht in die Garage, sondern stellte den Golf am Straßenrand ab. Sein Blick traf das Wohnmobil, das unter dem mit Efeu umrankten Carport stand. Wie oft noch würde er mit Monika in die Berge oder ans Meer fahren können? Im Januar würde das Ersparte schmelzen. Und zwar schnell. Was waren da die knapp hunderttausend Euro, die sie zusammenkratzen konnten? Bausparvertrag, ein paar dümpelnde Aktien von Telekom und Daimler, einige Sparkassenbriefe und ein uraltes Sparbuch. Alles

war längst der staatlichen Kontrolle unterworfen. Mit List und Tricks, so hämmerte es jetzt in seinem Kopf, hatte die Regierung es geschafft, den Bürger zum gläsernen Sparer zu machen. Nie hatte Ketschmar es begriffen, dass das mühsam Ersparte, schon mal versteuerte Einkommen, immer und immer wieder versteuert werden musste, alljährlich, wenn die Zinseinnahmen die kontinuierlich gesenkte Freigrenze überstiegen.

Monika spürte sofort, was los war. Sie drückte ihm in der Diele einen Kuss auf die Wange und lächelte ihn aufmunternd an. Doch er hingte lustlos seine Jacke an die Garderobe, zog die Krawatte vom Hals und ging ins Esszimmer, das seine Frau geschmackvoll herbstlich dekoriert hatte.

»Null Chance«, sagte er und blickte aus dem Fenster. Die November-Stimmung zog ihn noch tiefer in die Depression.

»Wir werdens schaffen«, versuchte Monika ihn zu trösten. Doch es klang wenig überzeugend. Sie legte ihre Arme um seinen Nacken. »Auch andere haben damit zu kämpfen.«

Er nickte und umarmte sie. »Das sagt sich so leicht«, meinte er mit gedämpfter Stimme, »ich befürchte, wir werden vieles aufgeben müssen.«

»Wir schaffen das«, wiederholte sie jetzt eine Spur überzeugender. »Notfalls geh ich jobben.«

Ketschmar blickte seiner Frau ungläubig in die Augen. »Das kommt überhaupt nicht in Frage.« Ihn überkam der Gedanke an diese Billigjobs, mit denen finanziell in Not geratene Frauen ausgenutzt wurden. Supermärkte, geöffnet bis 20 Uhr. Samstagarbeit bis zum Abend. Junge Chefs, die Sklaventreiber waren. Solche, die von über 40-Jährigen sowieso nichts hielten. Die auf dauernde Fluktuation setzten. Einstellen, ausnützen – rauswerfen. Heuern und feuern, wie es die Gewerkschaften einmal formuliert hatten. Nein, das wollte er seiner Frau nicht zumuten. Nicht ihr.

Warum, zum Teufel, nahm es eigentlich dieses Volk hin, dass alle Errungenschaften des Sozialstaates aufgegeben wurden? Monika spürte, wie seine Gedanken abschweiften. »Was denkst du jetzt?«

»Ich überleg mir, warum es in diesem Land so weit kommen musste.« Er schaute einer Amsel zu, die auf einem der kahlen Äste herumphüpfte. »Sie haben alles aufgegeben, was Deutschland einmal wirtschaftlich so stark gemacht hat. Denk doch mal an die Unterhaltungsindustrie. Schlagartig alles weg – an Japan verloren. Hat wohl Ende der Sechziger angefangen. Anstatt innovativ zu sein und zu forschen, hat die zweite Generation der Unternehmer die schnelle Mark gemacht und verkauft.« Er machte eine Pause. »Oder denk an die Optik, die Fotoindustrie. Ab nach Japan. Ein Ausverkauf der Technologie. Was soll man da noch erwarten?«

Monika, die er über alles liebte, wandte sich ihm zu. Sie hatte unendliches Verständnis für ihn – und vor allem Geduld, wenn er, wie in den vergangenen zehn Monaten so oft, ins Grübeln kam. Wenn er die Kontoauszüge studierte, die Ordner mit den Lebensversicherungen und all den anderen regelmäßigen Auslagen, den Strom- und Wasserkosten, Telefon, Fernseekabel und all die vielen Dinge, die es nun zu minimieren galt. Haftpflichtversicherung, Gebäudebrandversicherung, Rechtsschutzversicherung, das Lotterielos, die Vereinsbeiträge. Ganz zu schweigen von Grundsteuer und Kfz-Steuern. Hatten die in Berlin eigentlich eine Ahnung, wie schnell das Ersparte zusammenschmelzen würde? Jedes Mal, wenn er sich diese Beträge vorstellte, die regelmäßig von seinem Konto abgebucht wurden, kam er sich in die Enge getrieben vor. In eine bedrohliche Enge. Irgendwann, so spürte er, würde es einen Befreiungsschlag geben müssen. Aber gegen wen – und was?

Hunderttausend Euro, die sie als Rücklage errechnet